

Wissen ist Macht

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 27

Dienstag, den 7. Juli 1914

3. Jahrgang

Ein antiker Kommunistenstreik.

Die Zeitrechnung der alten Griechen beruhte auf der Zählung der Wettspiele, die alle vier Jahre in Olympia an der Westseite der peloponnesischen Halbinsel stattfanden. Um die fünfzigste Olympiade nun, „in welcher — wie ein griechischer Schriftsteller berichtet — Epitelidas von Lakädämon Sieger auf der Rennbahn war“, d. h. etwa 580 Jahre vor Christi Geburt, wurden die griechischen Bewohner der an der Südwestspitze von Kleinasien gelegenen Stadt Knidos und der südlich von ihr liegenden Insel Rhodos von asiatischen Tyrannen arg bedrückt, teils überfallen und beraubt, teils gezwungen, hohe Tribute oder Steuern zu zahlen. Dieses unerträglichen Druckes überflüssig, beschloßen sie, auszuwandern. Sie fuhren westwärts, an Kreta vorüber, an dem Peloponnes vorbei, bis sie nach Sizilien kamen. Aber Sizilien war schon bewohnt. Doch bot sich ihnen im Westen der Insel Aussicht, zu eigenem Landbesitz zu gelangen. Dort lagen zwei Städte miteinander im Kriege. Die Auswanderer ergriffen Partei, wurden jedoch geschlagen, die Stadt, der sie sich angeschlossen, unterworfen. Die Hoffnung war zunichte. Sie fuhren nun nordwärts, dann ostwärts, um Sizilien herum und kamen zu den sogenannten Aeolischen Inseln.

Deren Bewohner schrieben ihre Herkunft von dem Gott der Winde Aeolos her, hatten eine Zeit wirtschaftlicher und politischer Blüte erlebt, waren nun aber durch unglückliche Kriege dezimiert. Sie baten die Auswanderer deshalb, bei ihnen zu bleiben. Diese schlugen ein und ließen sich auf der größten der Inseln, Lipara, nieder. Da sie aber ständig Angriffe der Seeräuber zu befürchten hatten, bauten sie sich zunächst eine Flotte, um diesen Angriffen zu begegnen. Die Seeräuberei galt damals aber als regelrechtes, zur Tagesordnung gehöriges Gewerbe. Deshalb mühten die Liparier stets auf dem Sprunge sein, und die Schiffsbesatzungen hatten keine Zeit, ihren Acker zu bestellen. Andererseits gingen sie noch nicht selbst zum Angriff über. So brachten ihnen die Seefahrt und der Kampf keine Beute ein, die der Rede wert gewesen wäre. Tauschen konnten sie nicht. Leben mühten sie aber. So nahmen sie eine Teilung der Arbeit vor: die einen gingen auf See, die andern aber bebauten das Feld und versorgten jene. Das Land gehörte ihnen deshalb allen gemeinsam. Sie pflügten gemeinsam, sie ernteten gemeinsam, die Erzeugnisse waren Gemeingut. Die Verteidiger auf See erhielten ihren Teil. Die Zurückgebliebenen bildeten Speisegemeinschaften, wie sie ihnen von ihrer östlichen Heimat her vertraut waren.

So blühte die Insel wieder auf. Sie blieb vor Ueberfällen und Plünderungen durch die Seeräuber verschont. Die energische, unausgesetzte Verteidigung konnte aber nur durchgeführt werden, indem die Bauern auf der Insel ebenfalls auf ihrem Posten waren; eines unterstützte das andre. Sie gelangten zu einigem Wohlstand, zumal die Matrosen mit der Zeit zu seeräuberischen Angriffen ihrerseits übergingen, deren Beute ebenfalls unter die ganze Gemeinde verteilt wurde. Sie bauten sich neue Häuser, legten sich Gärten an und fanden Gefallen am Besitz. So gingen sie dazu über, Lipara selbst aufzuteilen. Im Schutz ihrer Flotte konnten sie sich aber auch auf die übrigen sechs Inseln hinüberwagen. Und deren gemeinsame Bewirtschaftung, meistens als Viehweide, behielten sie bei.

Die Bevölkerung wuchs, und sie erstarkten mehr und

mehr zu einer angesehenen politischen Macht. Kriege brachten genügend ein, so daß die Schiffsbesatzungen auf die kommunistische Versorgung aus der Heimat nicht mehr angewiesen waren. Sie konnten ja tauschen. So schritt mit den Jahrzehnten die Privatfizierung des Besitzes weiter vorwärts, doch erhielt sich ein Rest der früheren Gemeinschaft noch in der Form, daß die Ländereien der sechs kleineren Inseln alle zwanzig Jahre nach dem Lose neu verteilt wurden.

Politisch hielten sich die Liparier — Rom war zu jener Zeit noch keine bedeutende Macht — meistens zu den Syrakusanern von Sizilien. Diese Bundesgenossenschaft verwickelte sie später jedoch in einen Krieg mit den allmächtigen Athenern, den Engländern des griechischen Altertums. Diese fielen über die Liparier her, zerstörten ihre Stadt und führten sie selber weg. Dabei kamen diese aber in einen schweren Sturm, in dem sie — nach dem Bericht eines Geschichtsschreibers — mit Mann und Maus ertranken.

Ein musikalisches Revolutions-Jubiläum.

Zum 2. Juli 1914, dem 200. Geburtstag Chr. Gluck.

Mit der Jubiläumstendenz, die unsere Zeit kennzeichnet (stets wurden Jubiläen am begeistertsten in den Zeiten der Reaktionen gefeiert, da solche aus der Geschichte ihre Ideale holen müssen) wird überall in Deutschland die zweihundertste Wiederkehr der Geburt des armen bayerischen Förstersohns Christoph Willibald Gluck gefeiert, den ein vielbewegtes und merkwürdiges Leben in Italien, Paris und Wien so fernab von seinen Ursprüngen brachte, daß nur die wenigsten das urkräftige, echtbayerische derbe Landkind in ihm vor Augen haben, das trotz aller „Hoslust“, in der er atmete, doch stets aus seinem Wesen und Wirken spricht und es auch am einfachsten erklärt.

Auch wenn man den musikalischen und Theaterinteressen ferne steht, hat man Ursache seinem Andenken eine Stunde zu weihen und in der „Walhalla des Volkes“, wo die Statuen so manchmal anders verteilt sind als in den bestehenden Ruhmeshallen, verdient auch er einen Ehrenplatz unter den Reformatoren des europäischen Geisteslebens, dicht neben Rousseau, Lessing und Winkelmann. Mit deren Wirken ist nämlich auch das seine zu vergleichen, denn, wenn aus der durch und durch verlogenen, entarteten und zurechtgeschminkten Nobelmenschen-Schauspielerei des Rokoko die Menschheit wieder in Leben, Politik und Kunst den Weg zur Natur zurückfand, so waren ihre Führer dabei im praktischen Leben der Genfer Philosoph, in der bildenden Kunst Winkelmann, in der dramatischen der Verfasser der „Hamburgischen Dramaturgie“, in der Welt der Klänge und des Theaters, so weit es seine Wirkungen auf Musik aufbaut, aber Gluck.

Wir heutigen haben für sein Lebenswerk den wahren Maßstab verloren: das Gefühl der Erlösung von Mißständen. Denn so gründlich und vollkommen hat er in seinem Wirkungskreise der Welt heute seine Auffassung aufgezwungen, daß wir erst künstlich Verständnis für seine Leistung erwerben müssen, indem wir in den alten Quellen nachforschen, wie denn die Oper vor ihm oder richtiger gesagt, vor seinem Umsturz des Opernstiles — denn er hat auch alte Opern geschrieben — beschaffen war.

Ein belustigendes und anekdotisches Gemälde wird vom Staube der Vergangenheit befreit, wenn man das Operntheater von etwa anno 1650—1750 betrachtet. Kurz nach dem 30jährigen Kriege war die Oper auch in Deutschland allenthalben zur stehenden Einrichtung geworden und es widerspricht in nachdenklich stimmender Weise, wenn man sich an das unsägliche Elend und die Angaben über bis

Herarmung von damals erinnert und dagegen hält, daß die Ausstattung der Oper „Rebeca vendicativa“, die am 1. Oktober 1802 zu München gegeben wurde, 70 000 Gulden kostete. Solches ist nicht nur unter die Rubrik der Fürstenverschwendung zu schreiben, denn zwischen 1667—1693 richteten auch Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Leipzig läppige Opernhäuser ein.

Was wurde in ihnen gegeben? Fremde Spektakelstücke, in denen das Hauptgewicht auf die Reifertigkeit der Dacapo-Arienfänger, auf einer unglaublichen Balletspringerei und einer prunkvollen Ausstattung ruhte, die erst wieder viel später, als Spontini Elefanten auf die Bühne brachte, Meyerbeer seine „Schlittschuh- und Explosionsoper“ schrieb und die Wandeldekoration des „Parival“ Spaltenlang beschrieb, wurde dem Publikum neuerdings zugemutet werden konnte. Unter dem Einfluß deutscher Frömmelerei verwandelte sich die italienische Poffenreiherei freilich da und dort bald in die Mysterienoper, die wieder zu erwecken erst unseren Tagen dem „heiligen Orat“ und dem Reinhardt'schen Mirakelgenie vorbehalten blieb. Aber das gab dann erst recht lächerliche Kontraste, wenn, wie aus Hamburgs alten Operntagen erzählt wird, in der Oper: „Der sterbende Jesus“ die Kreuzigung in allen Einzelheiten oberammergauerisch genau gezeigt wurde und dann Judas sich auf der Bühne erhängte. Hierbei gehörte es zum Stück, daß ihm der Leib pakte, worauf Satan erschien, die herausfallenden Eingeweide in einen Korb sammelte und dazu eine italienisch-flotte Arie bubelte.

In diesem Hamburg wirkte Gluck als Theaterkapellmeister; hier tauchte er, sowie in Italien, in Dresden und in Wien ganz unter im Strudel der unsäglich albernen und insamen Opern, die zu keinem anderen Zweck zu bestehen schienen, als um die Religion „interessant“ zu machen und die Fürsten als Halbgötter zu verherrlichen. Gluck selbst schrieb aus Brotbedürfnis 19 solche Opern, darunter eine im Jahr 1747 zu Ehren einer fürstlichen Vermählung zu Dresden unter dem Titel „Le nozze d'Ercole et d'Èbe“, wobei mit dem Halbgott auf den Kurfürsten von Bayern und mit der Göttin der Jugend auf die sächsische Prinzessin angespielt wurde. Da aber Perkules Sopran sang und gerade keiner der beliebten Kastraten zur Hand war, wurde der Riese und das Symbol der Manneskraft ohne Bedenken von einer schwächtigen Frau dargestellt. Die entzückten Zuhörer klatschten trotzdem Beifall, empfanden vielleicht ihren weiblichen Perkules heimlich so recht als Vorbild der Kokomänner . . .

In diesen Opern war alles nur den acht bis zehn Arien zuliebe zurechtgeschneidert, die der Held oder die Heldin — gewöhnlich aber war es ein Kastrat, ein Eunuch von märchenhaftem Einfluß und Einkommen, auch ein eigenes Kapitel der alten Oper! — mit Trillern, Fiorituren, Solfeggien und Verrenkungen à la Kapellmeister Meschugge aus Berlin 1914, zu verzieren hatte. Die Arienform hierzu hatte ein für allemal Alessandro Scarlatti festgestellt, indem er zwei sich musikalisch gegenseitig verhaltende Teile einander gegenüberstellte und dann den ersten Teil wiederholte. Das nannte man Dacapo-Arie und hatte damit die Oper auf lyrischen Empfindungsgehalt gestellt. Neben diesem halben Dutzend Girtelstücken war alles andere nebensächlich. Charakterzeichnung brauchte es ebensowenig wie spannende Handlung. Die Arien wurden überhaupt nur durch dürftige, taktfreie, vom Klavier (damals Klavicymbel) begleitete halbspalmodierende sogen. Secco-Regitative aneinandergesetzt.

Dadurch wäre ein dürftiger Eindruck entstanden, über den hinwegzutäuschen eben der Glanz der Ausstattung berufen war. Dazu gehörte vor allem das Ballett, mit seinem Entkleidungskostüm damals noch „freier“ als heute, dazu kamen Massenaufzüge von Menschen auf die Bühne, Pferde, Esel, sogar Kamele, dazu mußten Maschinen und Beleuchtungseffekte spielen, Feuerwerke wurden abgebraut, kurz, das, was heute die Zirkuspantomine der gaffenden Menge bietet, gehörte damals zum Fürstengeschmack und zur höfischen Oper.

Dier fehlte nun Glucks Reformwerk ein. Der Drang der Zeit, der Natur ihre Recht wieder zu verschaffen, verkörperte sich langsam und bedächtig in ihm. Nachdem er viele Opern im vorigen Stil schrieb, trat er in „Orfeo e Euridice“, ganz entschieden aber erst um 1767 als 48jähriger mit seiner Oper „Alceste“ und ihren Nachfolgern für einen natürlicheren Stil, ja schon für das Ideal eines „Musikdramas“ ein. Er selbst schreibt das Hauptverdienst hieran seinem Mitarbeiter Calzabigi zu, der das Textbuch des Orpheus verfasste, und er wird wohl wissen, warum. Tatsächlich aber kulpiert sich der ganze Erfolg, wenn auch erst nach harten Kämpfen, an seinen Namen, wenngleich auch schon vor ihm derselbe Geist, der die Werke

der französischen Revolution vorbereitenden Encyclopädisten schuf, in den französischen Singspielen den Ruf nach mehr Natur in der Oper erhob. Schließlich schuf das aber nur den Keimboden, um Glucks Erfolg ausblühen zu lassen, und es ist deshalb auch kein Zufall, daß gerade in Paris der Kampfplatz war, wo er sich durchsetzte. Es ist eine tiefe Ironie der Weltgeschichte, daß gerade Marie-Antoinette es war, die der Revolution auf diesem Gebiete mit ihrem Einfluß zum Durchbruch verhalf.

Denn Revolution war Glucks Werk. Vorbei waren seit ihm die hindischen Verherrlichungen der Autorität, auf die alle alten Opern zugeschnitten waren. — Er verdrarb dem Publikum den Geschmack daran, da sein Orpheus, seine Alceste, Iphigenie und Armida auch im Text wirkliche Dichtwerke mit Charakteren, dramatischer Entwicklung, Menschen von Fleisch und Blut waren (das scheint das Verdienst Calzabigis zu sein). Solchen Bühnenfiguren war es angemessen, nicht affektiert zu trillern und zu gurgeln, sondern wirklich zu singen. Und so erklingen zum erstenmal im Orpheus echte volle Töne voll Menschenleid und Herzenswahrheit auf der Opernbühne. Gluck gestaltete die Dacapo-Arie in wahre Lieder um, die auch heute noch die Herzen rühren, weshalb von der ganzen Produktion jener Zeit nur noch Glucksche Opern heute noch möglich sind und auch gegeben werden. Durch diese Liedformen der Arien war aber der Gegensatz zum Secco-Regitativo noch peinlicher geworden und so gestaltete er auch sie zu einer wahren musikalischen Deklamation um. Von alledem ist nun im Verlaufe eines Jahrhunderts freilich gar manches wieder unter dem Einfluß des neu vordringenden Italieneriums verloren gegangen und vieles von dem, was man als Reformwerk Richard Waggers preist, erscheint dem tieferen Kenner der Kultur- und Musikgeschichte nur als eine Rückkehr zu Gluck. Um so größer leuchtet aber dadurch sein Stern, und wenn ihm, dem kalten Rechner und Wäger auch nur Werke gelangen, die wie marmorkühle Statuen wirken und noch nicht wie warmes Leben, so war er doch der erste wirkliche Plastiker der Musik, und damit der Erste, der die gewaltigen Begeisterungs- und Wirkungskräfte, die von der Opernbühne herab ins Volk strömen, aus dem Sumpf, in dem man sie sicher absichtslos stagnieren ließ, in Bewegung brachte und sie in den großen Fluß des geistigen Fortschritts lenkte.

Bazillen und Großstadtluft.

Es ist heute allgemein bekannt, daß die Luft stets Staubteilchen und Bakterien enthält, nur über die Mengen, in denen die Krankheitskeime die Luft durchsetzen, herrscht vielfach Unklarheit. Zwei französische Gelehrte, A. Sartory und Marc Anglais, haben neuerdings den Staub und die Mikroorganismen der Luft eingehend untersucht und die interessanten Ergebnisse veröffentlicht.

Den Untersuchungen liegen die Pariser Verhältnisse zugrunde, sie lassen aber gute Vergleiche mit unseren Großstädten zu. Während der Jahre 1909—1911 ermittelten die beiden genannten Gelehrten für eine der verkehrreichsten Straßen der Stadt Paris, für die Rue de Rivoli, im Durchschnitt 1460 Bakterien auf den Kubikmeter Luft. Etwa drei Jahrzehnte früher betrug die entsprechende Zahl für dieselbe Straße nur 750, die Zahl der Bakterien hat sich also in der Luft dieser Großstadtstraße im Laufe von 30 Jahren verdoppelt. Bedeutend geringer ist diese Steigerung erklärlicherweise in den Anlagen der Stadt, so zeigt der Park Montsouris jezt 88 Bakterien auf einen Kubikmeter Luft gegen 75 vor 30 Jahren. Von diesen Keimen in den Großstadtstraßen kommen nach Angaben von Miguel nur etwa ein Zehntel mit dem Winde vom Lande herein, die übrigen neun Zehntel haben ihren Ursprung im Innern der Häuser und im Boden der Straßen, besonders dann, wenn er staubig und trocken ist, und von jedem Fußgänger, jedem Wagen, Auto oder anderen Gefährt aufgewirbelt wird.

Betrachten wir noch einmal die Luft der Rue de Rivoli. Wenn wir sagen, der Kubikmeter Luft enthält im Durchschnitt 1460 Bakterien, so ist diese Zahl nicht immer gleich, sie schwankt sehr zwischen morgens, mittags und abends, sie schwankt auch zwischen Sommer und Winter, Frühling und Herbst. Die Zahlen für die einzelnen Jahreszeiten z. B. lauten: Frühling 2175, Sommer 1670, Herbst 1540 und

Winter 514. Ueber die Schwankungen innerhalb des Tages mögen Messungen aus der Avenue de l'Opera Aufschluß geben. Im Juli 1911 enthielt 1 Kubikmeter der Luft dieser Straße nach vorangegangener Besprengung früh 7 Uhr 398 Bakterien, um 8 Uhr 450, um 10 Uhr, als sich der Verkehr belebte, 4300, um Mittag 7400 und um 2 Uhr des Nachmittags 10 300, um 3 Uhr wurde dann wieder gesprengt und man zählte nur noch 5200 Bakterien auf den Kubikmeter Luft. Diese Zahl stieg aber bis um 7 Uhr abends wieder auf 10 800, denn die Straße war bis dahin wieder trocken geworden. Man sieht, neben der Größe des Verkehrs spielt auch die Trockenheit eine ausschlaggebende Rolle bei der Zahl der Keime in der Luft. Wir hatten gesehen, daß die Zahl der Keime in einem Kubikmeter Luft der Rue de Nivoli sich in einem Zeitraum von 30 Jahren verdoppelt hatte. Der Verkehr ist aber in viel größerem Umfang gestiegen. Zieht man in Betracht, daß ein Kraftwagen das dreifache eines entsprechenden Pferdegeschirrs leistet, dann sieht man, daß sich der Verkehr in den Hauptstraßen von Paris in den letzten 6 Jahren fast verdreifacht hat, die Zahl der Bakterien in der Luft hat sich innerhalb 30 Jahren aber kaum verdoppelt. Dieses Verhältnis kann man als sehr günstig bezeichnen.

Die Zahl der Bakterien in einem Kubikmeter Straßenluft schwankt also täglich ganz bedeutend, die größte Zahl, die gemessen wurde, ist 575 000, also über eine halbe Million. Sie wurde in der Avenue du Bois an einem heißen Sonntagnachmittag gegen 6 Uhr festgestellt. Um diese Zeit ist die Zahl der Spaziergänger und Wagen in dieser Straße eine ungeheure, dazu kommt die Trockenheit. An regnerischen Wochentagen wurden an derselben Stelle und zur selben Zeit nur 12 000 Keime in einem Kubikmeter Luft festgestellt. Also fast nur ein Fünftel der zuerst genannten Zahl.

Das ungünstige Bild verändert sich natürlich, sowie man aus der trockenen belebten Geschäftsstraße in den abgeschlossenen Park flüchtet. So zeigte die Luft im Jardin du Luxembourg um 8 1/2 Uhr des Morgens im Schatten 159, in der Sonne nur 101 Keime in einem Kubikmeter Luft, die Zahlen sanken im Verlauf des Tages und betrugen am Mittag nur noch 137 und 60. Dieses Sinken der Bakterienzahl ist auf den Einfluß der Sonne zurückzuführen, die ja eine große bakterientötende Kraft besitzt.

Ganz andere Zahlen liefert die Untersuchung der Luft geschlossener Räume. Auf den Kubikmeter Luft wurden in einem öffentlichen Restaurant gegen 11 Uhr morgens 40 000 Bakterien festgestellt, bis mittags 1/2 1 Uhr war diese Zahl schon auf 60 000 gestiegen. In einer großen Weinstube konnten um 11 Uhr vormittags erst 3000 Keime auf 1 Kubikmeter Luft festgestellt werden, gegen 10 Uhr abends aber waren es 450 000. In den großen Warenhäusern schwanken die Zahlen zwischen 300 000 und 2 Millionen, in der Schauhalle eines Kaufhauses wurden sogar 4 Millionen ermittelt. Entsprechend sind auch die Zahlen für Museen und Ausstellungen. Auf einem Bahnhof konnte man mittags über 2 Millionen Keime auf 1 Kubikmeter Luft feststellen, gegen 3 Uhr erreicht ihre Zahl schon 7 Millionen und an einem Sonntag nachmittags stieg sie infolge des großen Ausflugsverkehrs sogar auf 9 Millionen. Aber das ist immer noch nicht der Rekord, er wird von einer Gemädegalerie gehalten, in der aus Anlaß einer besonders interessanten Ausstellung an einem Sonntag 14 Millionen Bakterien in einem Kubikmeter Luft gemessen wurden.

Milderung der Klassengegenätze.

Es gibt noch Schwärmer in der bürgerlichen Welt, denen die klassenzerrissene kapitalistische Gesellschaft nicht gefällt, die sich dabei unbehaglich und beunruhigt fühlen und die daher wenigstens eine Milderung dieses unbefriedigenden Zustandes herbeiführen, damit auch zugleich dessen weitere Verschlimmerung verhindern möchten.

Diese bürgerlichen Schwärmer bilden nur eine verschwindend kleine Zahl in der großen kapitalistischen Gesellschaft. In ihrer überwiegend großen Zahl fühlen sich die besitzenden und herrschenden Klassen beim gegenwärtigen Stande ihrer Ordnung oder auch Unordnung sehr wohl. Sie beherrschen alles auf der ganzen Linie und diese Herrschaft macht ihnen Freude, ist ihr Glück und ihre Zufriedenheit. Diese Herrschaft ist gleichbedeutend mit Macht, Reichtum, Glanz und höchstem Lebensgenuß in allen Formen,

gleichbedeutend mit dem Himmel auf Erden. Diesen ihren hohen Gütern opfern die besitzenden und herrschenden Klassen unbedenklich und gewissenlos die Massen des besitzlosen und arbeitenden Volkes, dem sie prebigen, daß es hier sein Los ist, zu bulden und zu darben, und daß nur in andern Welten reifen seine Garben. In andern Welten, die noch kein Mensch geographisch und geschichtlich darstellen vermochte und die wie „Tausend und eine Nacht“ der orientalischen Märchenliteratur angehören; die man als solche genießen kann, mit der man sich aber nicht um Lebensfreude und Lebensglück auf unserer schönen und reichen Erde betrogen lassen soll. Mit rohem Gewalttun, ohne den Zauber des orientalischen Märchens, ist bekanntlich der Regensburger Bischof v. Henle den besitzenden Klassen zu Hilfe gekommen mit der Verkündigung der Herrschaft und Herrschaft: „Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben.“

Jedenfalls gibt es in der bürgerlichen Welt auch Leute, die wie Aristokratie und Adel in Frankreich vor der großen Revolution von 1789 sehr wohl wissen, daß die kapitalistische Herrlichkeit nicht von ewiger Dauer ist, daß sie auf einem sozialen Vulkan wandelt, der sie einmal verschlingen wird. Aber mit Galgenhumor besaßen sie ihren Anteil an Herrschaft, Reichtum und Genuß, solange es eben gehen will, etwa nach der Philosophie des österreichischen Kaisers Franz: „Nicht und den Metternich hält's noch aus!“ und dann „Nacht uns die Sintflut!“, die sich dann ja auch richtig im Revolutionsjahr 1848 ein bißchen einstellte.

Wir wollen uns hier nur mit einer der gekennzeichneten drei Gruppen, mit den bürgerlichen Schwärmern, beschäftigen. Bekanntlich hat eine Zahl von ihnen, die im württembergischen Goethebund vereinigt ist, vor einiger Zeit ein Preisaus schreiben über die Frage erlassen, „was zur Milderung der Klassengegenätze zu geschehen hat, die heute die aufeinander angewiesenen Kreise unseres Volkes weit mehr trennen, als in den natürlichen Verhältnissen begründet ist.“ Für die besten Antworten sind drei Preise von 5000, 2000 und 1000 Mark ausgesetzt, die ein ganz nettes Honorar für schriftstellerische Arbeiten bedeuten, die einen nur mäßigen Umfang haben sollen.

Der württembergische Goethebund sagt auch, wie er's meint: „... Die Aufgabe der Milderung der Klassengegenätze liegt auf wirtschaftlichem, politischem und rein menschlichem Gebiete. Was bisher zur Lösung angestrebt wurde — sei es durch die Gesetzgebung oder auf dem Wege der Freiwilligkeit — erfolgte vorzugsweise in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht. Hierin dürfte wohl auch ein Hauptgrund dafür zu suchen sein, daß trotz vieler Bemühungen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete die Unzufriedenheit in breiten Schichten unseres Volkes heute weit größer ist als vor Jahrzehnten. Wir haben uns in Deutschland viel zu sehr daran gewöhnt, die Milderung der Klassengegenätze fast ausschließlich von der Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiter und von der Gesetzgebung zu erwarten. Die Zahl derjenigen, welche sich bewußt sind, daß in unserm Volke, das unter der Einwirkung der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht groß geworden ist, die Milderung der Klassengegenätze — mit demselben Eifer wie in wirtschaftlicher und politischer Arbeit sowie im Zusammenhang mit dieser — auch auf dem rein menschlichen Gebiete mit aller Kraft angestrebt werden muß, und daß es sich hierbei um eine allgemeine Kulturaufgabe handelt, erscheint noch gering. Die Erkenntnis der überragenden Wichtigkeit dieser Kulturaufgabe für unsere Nation in weite Kreise zu tragen, ist Zweck des Preisaus schreibens. Die Stellung der Frage: Wie ist es gekommen, daß die zur Förderung berufenen, gebildeten Oberschichten unseres Volkes in so weitgehendem Maße die Fühlung mit den andern Schichten verloren haben, wie es tatsächlich der Fall ist, muß bei gründlicher Bearbeitung auch die Wege erkennen lassen, die einzuschlagen sind.“

Diese Begleitung dafür, wie das Preisaus schreiben und die rettende Tat gemeint sind, findet noch eine Ergänzung durch die Kenntnis der Persönlichkeit der Preisrichter, als welche bestimmt wurden die Herren Staatsminister Frhr. v. Berlepsch in Seebach bei Mühlhausen i. Th., Fabrikant Dr. ing. Robert Vösch in Stuttgart, Professor Dr. Ernst Franke in Berlin, Fräulein Helene Lange in Berlin-Grünwald, Herr Staatssekretär a. D. Staatsminister Dr. Graf v. Posadowsky-Wehner in Raumburg a. S., Herr Baron zu Putlig, Generalintendant der Kgl. Hoftheater in Stuttgart, Herr Baudirektor Professor Dr. ing. E. v. Bach in Stuttgart (als Urheber des Preisaus schreibens).

Wir reden oben von bürgerlichen Schwärmern; ihre Bestrebungen sind aber sehr einseitig, denn wie die vorstehenden Ausführungen erkennen lassen, möchten sie die so unbefriedigende, widernatürliche und unhaltbare kapitalistische Gesellschaft nach ihren Gedanken und Gefühlen etwas verbessern, nicht etwa umgestalten. Sie wollen die schlechten Früchte beseitigen, aber deren Wurzeln unangestastet lassen. Jeder Bauer kann den württembergischen Goethebündlern und ihren Preisrichtern sagen, daß, wenn er draußen auf seinem Felde das Unkraut beseitigen will, er es nicht nur abschneiden darf, sondern mit der Wurzel ausrotten muß und dies auch deshalb, weil das Unkraut die Eigenschaft besitzt, sich äusserlich zu vermehren, alles zu überwuchern und die gute Saat zu ersticken. Das bloße Abschneiden des Unkrauts ist eine Sisyphusarbeit, die immer wieder gemacht wird; aber auch das Unkraut gleicht dem Haupt der Hydre, die ewig fällt und sich erneut, um mit Schiller zu reden.

Die gegenwärtige kapitalistische Gesellschaft ist ein großer Kugiasstall, der überall, wohin man greift, Unrat bietet. Dieses Gesellschaftssystem hat sich folgerichtig auf der ganzen Linie entwickelt. Ueberall ist die Klassenscheidung, die Scheidung der Menschen in Klassen durchgeführt, in besitzende und besitzlose, kaufluzende und arbeitende, genießende und darbenende, herrschende und beherrschte und

Der Staat ist die politische Organisation der herrschenden Klassen, er ist der kapitalistische Klassenstaat. Alle Gesetze und Einrichtungen sind dementsprechend einseitig zugunsten der herrschenden und zuungunsten der unterdrückten Klassen gestaltet. Schulen, Kirche, Verwaltung, Justiz, Militär, Ehrbegriff, Achtung und Bewertung der Persönlichkeit, Bewertung und Entlohnung der Arbeit usw., alles hat verschiedene Formen, oder die gleichen Formen haben verschiedenen Inhalt.

Aufreizend und empörend wirkt diese Klassengesellschaft von selbst auf jeden denkenden Unterdrückten, und nur proletarische Unruhe, proletarischer Stumpfsinn können ihr unempfindlich gegenüberstehen. Und darum war und ist es die denkende und unzufriedene Arbeiterklasse, die sich gesammelt, organisiert und gemeinsam gegen die wirtschaftliche, soziale und politische Klassenherrschaft auflehnt hat. Seit 50 Jahren wirkt diese Arbeiterbewegung mit ihrer Gegenwartsarbeit an der Wälderung der Klassengegenstände. Sie sollte ohne weiteres, ohne besondere schriftliche Arbeiten, die drei Preise des württembergischen Goethebundes erhalten.

Was aber hat der Kapitalismus trotz der Arbeiterbewegung in diesem halben Jahrhundert erreicht? Daß die Klassengegenstände heute schärfer und schroffer sind als je zuvor, daß auf der ganzen Linie eine neue Reaktion an der Arbeit ist, um die kapitalistische Klassenherrschaft im Arbeitsverhältnis wie im staatlichen Leben neu zu stärken, zu verschärfen und zu befestigen.

Die Arbeiterbewegung hatte sich allerdings nicht die Aufgabe gestellt, die Klassengegenstände zu mildern, weil das ein vergebliches Beginnen wäre. Ihr Ziel ist die Abschaffung der Klassengegenstände und der kapitalistischen Klassengesellschaft, und in dieser Richtung hat sie mit dem großartigen Erfolg gewirkt, daß heute Millionen Arbeiter entschlossen sind, für dieses Ziel zu kämpfen. Die Angst davor hat die neue Reaktion geboren, die die Abwehr der sich bedrohend fühlenden kapitalistischen Gesellschaft gegen die mächtig vordringende Arbeiterbewegung ist.

Damit sprechen wir nur aus, was ist. Die Reaktion wird die Überwindung der gefährten Arbeiterbewegung nicht erreichen, wohl aber im Gegenteil deren weitere Ausbreitung und Stärkung zur unvermeidlichen Folge haben. Ganz richtig sagt das kommunistische Manifest, daß sich die Bourgeoisie in dem von ihr erzeugten Massenproletariat ihren eignen Totengräber schafft, indem es mit der Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln auch die kapitalistische Gesellschaft mit allen ihren gemilderten oder schroffen Klassengegenständen aufheben und die neue Gesellschaft aufbauen wird. Diese Schritte machen freilich die bürgerlichen Sozialreformer und Schwärmer nicht mit, sie muß und wird das Proletariat allein machen.

Aus unserer Sammelmappe.

Die Magnetbahn. In London hat kürzlich ein Erfinder, Emile Bachelet, einem Kreis von Technikern und Eisenbahnsachleuten ein technisches Wunder vorgeführt. Seine Erfindung ist eine schwebende Eisenbahn ohne Schienen und ohne Lokomotive. Das Versuchsmodell ist in einem langgestreckten großen Saal aufgestellt: ein kleiner Eisenbahnwagen, der in seiner äußeren Form fast einer Zigarre oder einem Luftschiff ähnlich ist. Der Erfinder steht an einem Schaltbrett. Er bewegt einen Schalter und plötzlich springt der Wagen vom Boden auf und hängt unbeweglich mitten in der Luft. Alle Versuche, diesen schwebenden Wagen zu bewegen oder herabzudrücken, sind vergeblich. Der Erfinder betätigt einen zweiten Schalter und blickschnell faßt der Wagen über die Strecke hin. Das Auge vermag kaum zu folgen. In dem langgestreckten Saal, freischwebend in der Luft, immer in einem gewissen Abstand von der Unterlage der Bahnstrecke, macht der Versuchswagen seine Probefahrt. Wie funktioniert diese Eisenbahn? So unglaublich uns die Tatsache im ersten Moment erscheint, daß ein Wagen schwebend in der Luft hängen könnte, so einfach ist seine Verwirklichung. Im Prinzip wenigstens. Bachelet benutzt den Einfluß, den die magnetische Kraft auf gewisse Metalle ausübt. Ein Eisenstück wird von einem Magneten angezogen. Es gibt aber auch eine Gegenwirkung der Anziehungskraft und zwar die magnetische Abstoßung. Der Techniker spricht von Wirbelströmungen, wenn z. B. ein Aluminiumkörper von einer magnetischen Kraft abgestoßen wird, und diese Kraft von einer mit Wechselstrom gespeisten elektrischen Spule ausgeht. Die Wirkung magnetischer Elektrizität auf Aluminium bildet die Grundlage der Bacheletschen Erfindung. Wenn die Wagen der neuen magnetischen Luftbahn halten, liegen sie auf der Strecke, die einer Kette elektrischer Spulen gleicht. In kurzen Abständen von wenigen Fuß liegt hier Spule neben Spule. Mit der Einschaltung des elektrischen Stromes beginnen die Spule ihre Tätigkeit; statt den Wagen anzuziehen, stoßen sie ihn ab und die Folge ist, daß der Wagen emporgehoben wird und unmittelbar über der Strecke in der Luft schwebt. Auf der Strecke sind nun in Abständen von etwa 10 Meter sogenannte Solenoiden angebracht, große Magnete, die in Form eines Tunnelz oder einzelner Halbrunder Brücken die Strecke überwölben. Der Wagen fährt unter diesen Solenoiden

durch, die automatisch mit Energie geladen werden und so als Magnete wirken, den Zug über die Strecke hinziehen. Die Wagenzigarre muß als eine Art Luftschiff, immer in einem bestimmten Abstand zum Boden von Magnet zu Magnet hinübergleiten. So die Angaben, die in der Fachpresse von der Bacheletschen Erfindung gemacht werden. Wenn gesagt wird, daß die Konstruktion dieser schwebenden Eisenbahn von größter Einfachheit ist, daß die Instandhaltungskosten minimal sein sollen und wir Geschwindigkeiten von 500 Kilometer in der Stunde nennen hören, so hat man solche Angaben natürlich mit der genügenden Zurückhaltung aufzunehmen. Der Weg vom Experiment zur praktischen Verwirklichung ist meist lang und mühevoll, selbst, wenn ein Erfinder ein technisches Prinzip an einem Versuchsmodell demonstrieren kann, so ist damit noch nicht bewiesen, daß die Erfindung sich in der Praxis bewähren muß; daß die Magnetbahn betriebsfähig und vor allen Dingen rationell und billig arbeiten wird. Aber als Versuch ist die Bacheletsche Erfindung von Interesse.

Die Hitze der Sternschnuppen. Im Sommer sehen wir die meisten Sternschnuppen, weil diese Zeit die seit langem bekannten größten Meteoritwärme in die Nähe der Erde zu führen pflegt. Namentlich im August, allerdings auch im November, beobachten wir größere Sternschnuppenfälle, wenn nicht das helle Mondlicht stört oder schlechtes Wetter den Ausblick zum Himmel hindert. Warum die Sternschnuppen ausleuchten, ist bekannt. Sie schlagen mit großer Geschwindigkeit in die Erdatmosphäre hinein, pressen die Luft auf ihrem Wege so stark zusammen, daß diese zu einem glühenden Gase wird und ihre Hitze äußerlich auch auf das einschlagende Meteor überträgt. Dieses wird äußerlich glühend und gelangt uns auf diese Weise zur Sichtbarkeit. Es ist ferner bekannt, daß solche Meteore unter der plötzlichen Erhitzung zerspringen, und daß sich die einzelnen Bruchstücke, soweit sie nicht in Dampf aufgelöst werden, zur Erde fallen, wo wir sie von den feinsten Stäubchen bis zu großen Blöcken finden. Man hat nun feststellen können, daß die mittlere Geschwindigkeit der in der Erdatmosphäre von außen einschlagenden Meteore 42 Kilometer in der Sekunde beträgt. (Sie ist diejenige „parabolische“ Geschwindigkeit, die durch die Sonnenanziehung in der Entfernung hervorgerufen wird.) Wenn eine Masse mit dieser fabelhaften Geschwindigkeit in die Erdatmosphäre eindringt, dann muß die Bewegung sofort gehemmt und die „lebendige Kraft“ in Wärme umgewandelt werden. Die dabei entstehenden Temperaturen sind je nach den Gasen, aus welchen die Atmosphäre besteht, verschieden. Bestünde die Atmosphäre aus Wasserstoff, so würde bei 42 Kilometer in der Sekunde Geschwindigkeit 142 000 Grad Temperatur entstehen, bestünde sie ganz aus Sauerstoff, so betrüge die Hitze 2 266 000 Grad. Diese Zahlen sind natürlich rein rechnerisch, denn wir können mit so großen Geschwindigkeiten nicht experimentieren, weil wir sie für menschenswerte Massen nicht erzeugen können. Die Hitze wird in Wirklichkeit auch nie so hoch werden, weil die Ausstrahlung es nicht dazu kommen läßt. Denn die Wärmestrahlung ist bei so hohen Hitzegraden so enorm, daß sie es nie zur Bildung so hoher Temperaturen bei kleinen Körpern kommen läßt.

Eine Drahtseilbahn über den Himalaya. Dort wo die Riesengebirgssysteme des Himalaya und des Kwen-Luen zusammenstoßen und ein Gewirr von kaum überwindbaren Felsen, Schluchten und Tälern bilden, liegt ein weltabgewandtes Land mit dem schönen Namen Kaschmir. Lang war es so gut wie ganz unzugänglich, im Jahre 1847 ist ein Weg von Vorder-Indien zu ihm geschaffen worden, der noch gegenwärtig die einzige Verbindung mit der übrigen Welt ist. Für den Warentransport sind 14 Tage nötig, um ihn zu bewältigen, und die Tonne transportierte Ware verursacht rund 85 Mark Transportkosten. Diese Schwierigkeiten will man nun durch den Bau einer Drahtseilbahn beheben, die in der Länge von 120 Kilometern die gewaltigen Schluchten überspannen soll. Die Kosten haben sich zu 5 Millionen Mark ergeben. In Rampore soll ein Wasserkraftwerk gebaut werden, das die elektrische Kraft für den Bahnbetrieb liefert. Die Stahlseile sollen an eisernen Türmen verankert werden, deren Entfernung voneinander bis zu einem Kilometer betragen wird. Die vorläufig nur als Güterbahn vorgesehene Strecke soll imstande sein, den Weg in 16 Stunden zu überwinden. Die Bahn wird im allgemeinen dem Laufe des Jhelam-Flusses folgen. Es steht außer Zweifel, daß mit dieser Bahn ein ganzes Land neu erschlossen wird, das bisher von der Welt ganz abgeschlossen ist.